

DIE FACKEL

Nr. 141

WIEN, MITTE JUNI 1903

V. JAHR

[Österreichs Sympathien]

» ... Wir *hoffen*, daß auch das neue Regime, den Bedürfnissen des eigenen Landes entsprechend, das gleiche *freundschaftliche Verhältnis* zu unserer Monarchie erhalten und im Sinne des Friedens auf der Balkan—Halbinsel walten werde. Jede serbische Regierung kann überhaupt der *allseitigen Sympathien* versichert sein, wenn sie in ihrer auswärtigen Politik die friedlichen Dispositionen der europäischen Kabinette auch zu den ihrigen macht.«

*Österreichs Ministerpräsident Dr. Ernest von Koerber am 12. Juni 1903, nach dem Sieg der serbischen Armee über ein schlafendes Ehepaar*¹.

* * *

Ein Raubmord?

»*Belgrad*, 16. Juni. Wie aus bester Quelle verlautet, haben in der Nacht vom 10. Juni die Soldaten, die in den Konak gedrungen waren, nicht verabsäumt, kleine Andenken und Erinnerungen an die historische Bluttat mitzunehmen, und sollen darunter recht wertvolle Gegenstände gewesen sein; auch das Geschmeide der Königin Draga soll nicht vollständig erhalten geblieben sein ... Bei Aufnahme des Inventars, die soeben stattfindet, zeigt es sich, daß der Schmuck des Königs, darunter ein kostbares Geschenk des Sultans, gestohlen wurde.«

* * *

Die Ereignisse im Lichte der 'Neuen Freien Presse'

Die Ermordung des serbischen Königspaares:

»Die Firma Herzfeld am Hohen Markt ersucht uns davon Notiz zu nehmen, daß sie erst vor einigen Wochen von der 'Beschließerin' der Königin Draga, Fräulein Louise Weber, den Auftrag erhielt, eine Auswahl der schönsten, feinstgearbeiteten, sogenannten Gilets, wie man sie unter Boleros und Jacketts trägt, deren Benennung der Königin und der Beschließerin unbekannt war, nach Belgrad mit dem Schnellzug zu senden. Weiß, cremefarbig und Ivoire seien die von der Königin bevorzugten Farben.«

1 Die Ermordung des serbischen Königspaares

Das Attentat eines Wahnsinnigen auf den Kaiser von Österreich:

»Unter den Personen, die sich an jener Stelle zu beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten, um den Kaiser zu grüßen, befand sich Herr Armin Pollak, Chef der *Firma Pollak & Löwenstein* in Mariahilf, Millergasse Nr. 33. Als dieser den Vorgang bemerkte, stürzte er im Vereine mit einem Dienstmann und mit noch einigen Personen auf den offenbar wahnsinnigen Mann los und nahm ihn fest, worauf von allen Seiten mit Stöcken und Fäusten auf ihn losgeschlagen wurde.«



[Der Bürgermeister und der Bergsport]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Anlässlich einer Einladung des Touristenclubs zur feierlichen Eröffnung des neuen Zubaus zum Karl—Ludwig—Haus auf der Rax bemerkte der Bürgermeister, den Berichten der Blätter zufolge, u. a., daß er es für das beste Werk der Touristenvereine halten würde, wenn sie die Wege halbwegs gangbar machten, welche nach seinen Erfahrungen sich in einem entsetzlichen Zustande befänden. Wenn einer nicht genagelte Schuhe anhabe, komme er überhaupt nicht weiter. In der Schweiz seien die Übergänge über viel höhere Pässe dennoch in der Regel tadellos, so daß sie geradezu mit Salonschuhen begangen werden können. Warum dies bei uns nicht möglich sei, wisse er nicht. Er habe einmal den Witz gemacht, daß verschotterte Wege und vernagelte Schuhe immer mit den vernagelten Gehirnen übereinstimmen usw. Der Bürgermeister von Wien ist ja nicht gerade verpflichtet, alles am besten zu wissen. Da er, was die Verwaltung Wiens betrifft, oft erwiesen hat, daß er gerade genug weiß und zu Weg bringen kann, wird man ohneweiters darauf verzichten, ihn die österreichische Alpinistik vertreten zu sehen. Kein Vernünftiger wird es dem von öffentlichen Sorgen überlasteten Manne verübeln, daß er die Natur lieber vom bequemen Wagen aus oder, muß es schon zu Fuß sein, so doch auf dem leichtesten Kiesweg genießen mag und gerade keine Lust verspürt, ihre schönsten Offenbarungen durch Kühnheit, Anstrengung und Überwindung großer Schwierigkeiten auf schmalen Steigen, vielleicht über Gletscher wandernd oder über Felsen kletternd, angeseilt, den Rucksack umgetan, in Lodenrock und Kniehose, schwere genagelte Schuhe an den Füßen, sich mit jedem Schritt zu erobern und voll Schweiß, Mühe, ja Gefahr zu verdienen. Aber darum braucht er, der sonst bequem zum Ziel spazieren will, sich doch nicht in Worten arg zu versteigen. In welches Horn tutet der Bürgermeister, wenn er die Hochtouristik und ihre Pflege lächerlich macht? Das haben bisher die liberalen Blätter bis zum Überdruß getan, welche für Leute schreiben, die allerdings unsere schönste Landschaft mit Salonschuhen und städtischen Eleganzen oder, wenn's darauf ankommt, auch mit bloßen Knien und Dirndlkostümen verunzieren und ebensowenig für die

spröde, aber intensive Schönheit eines mit Anspannung und unter Erhöhung des ganzen Menschen eroberten Naturgenusses Sinn haben, wie für irgend ein der Heimat und ihrer Art eingeborenes, nicht angelerntes oder gerade zufällig in Mode gekommenes Gefühl. Es ist Sache dieser Leute und ihrer Kulturzwischenhändler, den Naturgenuß ebenso wie alle anderen Lebensgenüsse mit aller Bequemlichkeit und ethischer wie physischer Indifferenz möglichst mühelos zu erlangen, ohne ihn durch Anstrengung, Begabung und redlich zu erwerben. Aber der Bürgermeister einer Stadt, die, am Saum der schönsten Berge gelegen, in den Alpen ihre zweite Heimat liebt und unter so vielen Mühen des Lebenskampfes um ein verwirrtes politisches und wirtschaftliches Dasein in einem täglich neu um seine Existenz ringenden Staate doch sich die treue Idealität eines unverwandten, naiven Naturgefühls bewahrt, der Bürgermeister von Wien gerade sollte sich über die Leute nicht lustig machen, die den täglichen Sorgen zum Trotz an jedem freien Tag den schweren Rucksack auf die Schulter laden, den Stock fassen und — zwar mit »vernagelten Schuhen«, aber wahrlich nicht mit vernagelten Sinnen — unter Einsetzung ihres ganzen Wesens und Wollens auf's Gebirge zieh'n, um dort ihr Lebensgefühl zu erneuern und zu kräftigen und die höchste Schönheit ihrer Heimat sich ehrlich zu verdienen. Jeder einfache Tourist würde den Bürgermeister darüber belehren können, daß dieser Genuß sich niemals mit Lackstiefeln und auf bequemen Wegen erwerben läßt, sondern daß vor die Tugend des stärksten Naturgefühls, wie vor jede andere, die Götter den Schweiß gesetzt haben. Was die Zeitungen von den öden Niederungen der Redaktionsstube aus und auf dem geduldigen Papier von der Übertreibung, der mutwillig aufgesuchten Gefahr, von den »Opfern der Berge« mit dem ganzen wohlfeilen Hohn der Stubenhocker schwatzen, beweist nur ihre Unfähigkeit, sich in ein unverbrauchtes, starkes und instinktives Naturgefühl zu versetzen, welches neben der Sehnsucht nach der Natur auch die Anspannung des Körpers verlangt, ja sogar die Gefahr und Mühsal aufsucht, um darin den Mut und die Energie zu betätigen, die im gemeinen Leben sich niedergehalten fühlen. Zeitungsschreibern mag allerdings persönlicher Mut, Kühnheit und freiwilliges Bestehen von Gefahren lächerlich erscheinen, während jeder Einsichtige darin die Tüchtigkeit eines noch nicht verbrauchten Menschenschlages liebt und bewundert. Gewiß muß man die Gesamtheit vor vielfachen Gefahren warnen, aber es ist ein anderes, durch gewissenlose Ausbeutung oder Spekulation, durch wahnsinnigen Sport die Mitmenschen bedrohen, und ein anderes, für sich allein und auf eigene Verantwortung eine Gefahr auf sich nehmen, die zugleich den höchsten Genuß bedeutet und den Einzelnen erhöht. Gewiß wäre es zu wünschen, daß auch die minder kühnen Naturfreunde für ihre einfacheren Ausflüge gangbarere Wege fänden. Aber der Bürgermeister von Wien müßte wissen, daß diese Sorge nicht die Pflicht der Alpenvereine ist, die mit ihren begrenzten Mitteln ohnehin alles Mögliche tun. Gerade die Gleichgültigkeit von Stadt und Land trägt Schuld daran, daß die Bestrebungen der Alpenvereine um die Erschließung der schönen Natur unseres Landes so unzulänglich bleiben, weil die Verpflichtung der Gesamtheit auf die Privatinitia-

tive überwältigt wird. Eben jene Schweiz, auf welche der Bürgermeister hinwies, weiß als Fremdenindustriestaat, wenn man so sagen darf, sehr wohl, welchen unverlierbaren Vermögenswert ihr Gebirge, dessen Straßen und Verkehrsmittel für die Gesamtheit bieten, und so überläßt sie die Sorge dafür nicht den privaten Vereinen, sondern übernimmt sie als öffentliche Verpflichtung. Wie oft hat man in Österreich den Mangel solcher Einsicht gerügt! Bei reichlicher und bereitwilliger Anwendung öffentlicher Mittel würden unsere Gebirgsländer in weit höherem Maß die Fremden anlocken, als es heute geschieht. Für den Hochtouristen wird durch die eifrigen und unermüdlichen Verbände überall auf's beste gesorgt, während der bescheidene Fußwanderer allerdings überall die Unzulänglichkeit der Weg— und Verkehrsverhältnisse spürt, für die zu sorgen eben Sache der Länder und Gemeinden wäre. In anderen Städten, etwa in Salzburg oder Innsbruck, sind es die Begüterten, Professoren, Ärzte, Studenten, welche am eifrigsten das Gebirge aufsuchen, in Wien aber just die ärmeren Leute, die dem Bürgermeister durch ihre Gesinnung am nächsten stehen. Kann er nun diesen Instinkt des touristischen Hochgefühls, die Sehnsucht nach Betätigung der Lebensenergie und Eroberung der großartigen Natur nicht teilen und die Gleichgültigkeit von Stadt und Land für diese großen Machtquellen der Heimat nicht besiegen, so darf man doch wünschen, daß er sich in diese Gefühle wenigstens hineindenken könne und nicht verspötte, was für die Bevölkerung das Höchste ist: die Erneuerung der Gesundheit, der Kraft und Lebensfreude ihrer Menschen in der innigen Bewerbung um die große Natur.

* * *

[Der Fall Vernaleken]

Mit der deutschnationalen zetert die Wiener liberale Presse über Reaktion, weil Theodor *Vernaleken's* »Deutsche Sprachrichtigkeiten« aus den Schüler— und Lehrerbibliotheken entfernt worden sind. Natürlich hat keiner der liberalen Herren das verpönte Buch je gesehen. Der Sorgfalt, welche unsere Schulbehörden der Schülerlektüre zuwenden, mag man sich vergewissern, wenn man Vernaleken's Buch durchblättert und erfährt, daß es drei Jahre lang als Erziehungsmittel an österreichischen Schulen geduldet war, ehe ein Zufall an die Pflicht der Erzieher erinnerte, zu lesen, was sie ihren Zöglingen zu lesen geben. Erbärmlicher ist die Verderbnis von Kinderseelen, ihre Erziehung zur Heuchelei nie betrieben worden, als da ihnen in der Form eines Wörterbuchs eine Los—von—Rom—Hetzschrift an eben derselben Schule von Lehrern in die Hand gegeben wurde, an der sie im katholischen Glauben unterrichtet werden. Todfeinde des Klerikalismus werden, wenn sie nur vollsinnig sind, zugeben, daß die Duldung des Buchs weit unnatürlicher war als seine Entfernung, und wer jedes Wort des altliberalen Querkopfs unterschreibt, wird, wenn er es nur *gelesen* hat, nicht mehr von einem Martyrium sprechen dürfen. Weit mehr als ein Drittel der »Deutschen Sprachrichtigkeiten« ist der Bekämpfung des Katholizismus gewidmet. Man überzeuge sich, was Vernaleken unter Ablaß, Abendmahl, Beichten, Bildlich, Dogma, Glauben, Himmel, Katholisch, Kirche, Kommunion, Messe, Opfer, Papst, Peterspfennig, Priester, Protestantentum, Religion und bei Dutzenden ähnlicher Wörter als »Sprachrichtigkeit« bietet. »Ablaß« ist das zweite Wort in der Ver-

naleken'schen Wörterfolge. Da lesen wir: »Hauptsächlich steht es für den kirchlichen Erlaß der Sünde ums Geld, wider welchen die deutsche Reformation Luthers siegreich eiferte ... Dieser Zehnte war eine päpstliche Geldspekulation«. Oder unter »Beichten«: »Um beherrschenden Einfluß auf das Volk zu haben, hat erst die päpstliche Kirche eine geheime Ohrenbeichte eingeführt ... Die Ohrenbeichte ist eine Gewohnheitssache geworden, man genügt der Form und sündigt weiter«. Unter »Bildlich«: »Jesus selbst hat sich als Menschensohn bezeichnet, z. B. Mt. 8.20; 'der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege'. — Die römischen Prälaten sind reicher geworden«. Unter »Glauben«: »Glauben ist ein schwieriges, kirchlich oft mißbrauchtes Wort ... Der dogmatische Glaube kann sogar widersinnig sein, z. B. der Glaube an eine *conceptio immaculata*«. Unter »Himmel«: »Man hat dem Volke von allerlei größern und kleinern Sünden vorgeredet und für gezahlte Messen könne man aus einem zeitweiligen Bußort befreit werden ... Die nichtrömischen Christen haben diesen Glauben natürlich verworfen«. Unter »Katholisch«: »Das Wort evangelisch ist gleich christlich ... Weder der Papst noch ein anderer Bischof kann sich anmaßen, ein Stellvertreter Christi zu sein«. Unter »Kommunion«: »In der päpstlichen Monarchie gibt's kein Abendmahl im biblischen Sinne«. Unter »Messe«: »Da die Messe ein mystischer (geheimnisvoller) Opferdienst ist, so wird sie auch gelesen in einer dem Volke nicht verständlichen Sprache«. Und so geht es weiter. Aber Vernaleken, so könnte man meinen, hat doch nicht lauter Worte erklärt, bei denen eine Beziehung zum Katholizismus vorhanden ist? Gewiß nicht. Nur hat er, wo die Beziehung fehlte, sie *geschaffen*. Man blättere — wir blieben bei »Messe« stehen — weiter: »*Nachtigall*«. Vernaleken schreibt: »Im Jahre 1523, als die Stimme Luther's, die Wittenberger Nachtigall ertönte, schrieb Hans Sachs sein berühmtes Gedicht: Die Wittenbergisch Nachtigall. Das war sein poetisches 'Los von Rom'«. Oder »Schule«: »Beide, Schule und Messe, haben nicht das Geringste miteinander zu tun. Dazu kommt, daß die Kinder kein Wort von dem verstehen, was der Messleser spricht, und Kinder darf man nie langweilen«. Unter »Versammlung«: »Nur zur Ergänzung des Wortes Kirche ist zu bemerken, daß es mit *ecclesia* nicht verwechselt werden sollte ... Die ersten Gemeinden hatten nichts Liturgisches, nichts Priesterliches ... Als einziger Priester galt Jesus. Wie hat sich im Mittelalter das alles durch die Hierarchie des Papstes geändert. Für Romanleser hat in dieser Beziehung das Buch von Zola, betitelt 'Rom' ein Interesse«. Unter »*Verteidiger*«: »Eine der berühmtesten Verteidigungen fand 1521 auf dem Reichstag zu Worms statt« (folgt die ausführliche Erzählung der längst widerlegten Anekdote vom Wormser Reichstag, die Luther die bekannten Worte in den Mund legt: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.«). — Und nun lese man, was die 'Neue Freie Presse' am 7. Juni entrüstet schrieb: »Er hat vor zwanzig Jahren schon *deutliche* Streitschriften erscheinen lassen als seine 'Sprachrichtigkeiten', die *durchaus als das zu nehmen sind*, was der Verfasser im Titel sagt, als eine alphabetisch geordnete Auswahl zweifelhafter Fälle, nach zuverlässigen Forschungen erläutert«! ... Vernaleken begnügt sich aber nicht, den Katholizismus zu entwurzeln. Er hat auch den Ehrgeiz, Österreich politisch umzugestalten. Wörter wie Dynastie, Durchlaucht, Habsburg, Ostmark bieten ihm Gelegenheit, in immer neuen Varianten zu versichern, daß »zum Niedergang dieser Dynastie (Habsburg—Lothringen) leider römlingisch—feudale und in neuester Zeit slawische Elemente beitragen«, daß »die Erblände Österreichs für die Erhaltung der Habsburgischen Macht ihre Steuer an Gut und Blut reichlich gezahlt« haben — »Möge es ihnen auch niemals ganz vergessen werden« — und daß »das Deutschtum zurückgedrängt wurde von den slawi-

schen Völkerzweigen, den Aristokraten und den Klerikern«. Ist die Wiener Börsenpresse wirklich der Meinung, daß all dies »Sprachrichtigkeiten« sind, von einem »alten Schulmann« zur Belehrung der Jugend gesammelt? Dann möge sie zu ihrer schmerzlichsten Enttäuschung erfahren, daß Vernaleken einmal auch gegen die Zeitungssprache polemisiert und den richtigen Gebrauch des Wortes »Liberal« wie folgt gelehrt hat: »Liberal, ein oft gebrauchtes, aber viel mißverständenes Wort ... Viele Mitglieder der sogenannten liberalen Partei vergessen oft das nationale Recht ihres Volksstammes um eines *materiellen Gewinnes* wegen. Liberal ist ein *leeres Schlagwort* geworden wie andere Partei—Benennungen«.

†

* * *

[Richter und Orden]

Ein Jurist schreibt mir:

»Wieder zeigt es sich deutlich, wie sehr wir auch in Österreich eines Gesetzes bedürfen, das die Verleihung von Orden und anderen Auszeichnungen an Richter und ihre Annahme durch Richter ausschließt, wie dies in anderen Staaten bereits der Fall ist. Oberlandesgerichtsrat Baron Dr. Distler und Landesgerichtsrat Hanusch haben beide hohe Ordensauszeichnungen erhalten. Dieser war Untersuchungsrichter, jener war Vorsitzender in dem eminent politischen Prozeß Bartmann. Die beiden richterlichen Beamten haben gewiß nach bestem Wissen und Gewissen ihres Amtes gewaltet, und doch kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Regierung sie erst für diese Pflichterfüllung belohnen zu müssen glaubt. Da die Regierung durch solche ungeschickte Auszeichnungen einen richterlichen Beamten leicht in falsches Licht setzen kann, wäre es besser, wenn ihr von vornherein jede Möglichkeit, der richterlichen Ehrenhaftigkeit nahezutreten, benommen würde und auch wir das eingangs meiner Zeilen erwähnte Gesetz besäßen.«

*

Ich halte die Lockungen der Ordensgunst für überflüssig, wo ohnedies der Avancementsköder seine Wirkung übt. Aber im Fall des Baron Distler, eines taktvollen und gewissenhaften Verhandlungsleiters, hätte niemand an der Auszeichnung, die langjähriger Arbeitsleistung zuteil wird, Anstoß genommen, wenn nicht die gleichzeitige Dekoration des Herrn Hanusch, von dem nichts weiter gesagt werden kann, als daß er mit Gerichtsreportern auf dem Korridor des Landesgerichts Arm in Arm spazieren geht — was für ihn nicht ehrenvoll ist und den Reportern Gewinn bringt — den peinlichen Gedanken an eine Erkenntlichkeit regierender Kreise für die glückliche Erledigung der Sache Bartmann weckte. Der neue Präsident des Landesgerichts, Hofrat Dr. v. *Vittorelli*, hat eine Programmrede gehalten, die hinter den üblichen Gefälligkeitswendungen einen redlichen Ernst und ein erfreuliches Verständnis für die Aufgaben der Strafgerichtsbarkeit verrät. Sicherlich ist er von der Unziemlichkeit einer Ordensverleihung an Richter so felsenfest überzeugt wie der Jurist, dessen Zuschrift ich oben veröffentlicht habe, aber die unselige Konvenienz zwang ihn zu der Versicherung: »Ich begrüße es als *günstiges Omen*, daß gerade an dem Tage meines Amtsantrittes die Auszeichnung zweier vortrefflicher Kollegen erfolgt ist«. Wenn der neue Präsident nur ein Fünkchen Aberglauben nebst seinem Glauben an die Bedeutung der Strafjustiz hat,

so wird er für die fernere Unabhängigkeit seiner richterlichen Kollegen auf-richtig besorgt sein müssen. Welch schrille Dissonanzen übrigens ehrliche Ab-sicht und persönliche Höflichkeit ergeben können, zeigte sich, als Herr Hofrat Vittorelli bald nach seiner Erklärung, daß »humane Handhabung der Gesetze, die Fortschritte der Wissenschaft und nicht die Schablone, die Wahrung der richterlichen Stellung über den Prozeßparteien, die gerechte Verteilung von Licht und Schatten zwischen Anklage und Verteidigung unsere Leitsterne sein sollen«, den »beiden Herren Vize—Präsidenten, Dr. v. Böhm und Hofrat Dr. Feigl, die meine *erste und vornehmste Stütze* sind«, und »dem verehrten Hausreferenten, Oberlandesgerichtsrat Dr. Granichstädten *für alle ihre bishe-rige Tätigkeit*« dankte. Dem verehrten Hausreferenten hat neulich der Minis-terpräsident, als ihm ein Abgeordneter einen krassen Fall von »humaner Handhabung der Gesetze« schilderte, das Zeugnis ausgestellt, daß er in einer Rechtsbelehrung an die Geschwornen, in der er sie bat, die Schuldfrage zu bejahen, seine Befugnisse als Verhandlungsleiter überschritten habe. Und was die »bisherige Tätigkeit« des Herrn Dr. Feigl anlangt, so müßte der neue Präsident wissen, daß dieser Richter von altersher die »Stellung über den Prozeßparteien« als eine rein satirische Stellung gegen den Angeklagten auf-faßt, den er von der Höhe seines Vorsitzes die ganze Grazie seines Spottes fühlen läßt. Ein norwegischer Kriminalist von Ruf hat seinerzeit einer Ver-handlung, die Herr Dr. Feigl leitete, beigewohnt und Mühe gehabt, seinem Staunen über die Objektivität dieses Richters nicht in Zwischenrufen Luft zu machen. Und der norwegische Kriminalist bekleidete in seiner Heimat das Amt eines *Staatsanwaltes*! ... »Mancher notwendige Wandel«, erklärte der neue Präsident in seiner Programmrede, »wird in zwangloser kollegialer Wei-se geschafft werden, und Sie können überzeugt sein, daß ich mit dem nötigen Nachdruck für Abhilfe sorgen werde«. Herr Dr. v. Vittorelli wird hiermit beim Wort genommen.

* * *

[Zur Affäre Bachrach]

Zu einer amtlichen Berichtigung dürfen in der Nummer, die sie enthält, weder Zusätze noch Bemerkungen gemacht werden. So erfährt denn die Zuschrift des Disziplinarrates der Advokatenkammer, die in Nr. 140 ¹ abge-druckt war, erst heute ihre Ergänzung. Sie war mir, wenigstens was das zwei-te »Unrichtig« anlangt, willkommen. Vom Disziplinarrat haben also die Zei-tungen das Urteil in Sachen Bachrach nicht erhalten. *So ist denn erwiesen, daß sie es von Herrn Dr. Bachrach selbst erhalten haben.* Dies hätte ich mit der gleichen Sicherheit vor Empfang der Berichtigung nicht behaupten kön-nen, und fast mag man mich beschuldigen, daß ich die falsche Behauptung absichtlich aufgestellt habe, um jene glückliche Information zu erlangen. Es macht dem Disziplinarrat alle Ehre, daß er sich gegen die Zumutung ver-wahrt, die Presse unterrichtet zu haben. Gegen die andere Zumutung, daß er das Erkenntnis dem Leiter des Justizministeriums übermittelt habe, hätte er sich nicht verwahren müssen. Aus dem einfachen Grunde, weil ich selbst sie nicht gestellt habe. Der Disziplinarrat berichtet hier eine Behauptung der 'Fackel', die in der 'Fackel' nie gestanden ist. Im Gegenteil: daß der Diszipli-narrat das Erkenntnis dem Minister *nicht* übermittelt hat, war ja in der 'Fa-ckel' ausdrücklich festgestellt und — bedauert. Herr v. Koerber hatte am 10. Februar seine Antwort auf die Interpellation Pernerstorfer mit dem Satze ge-schlossen: »Schließlich wolle das Haus zur Kenntnis nehmen, daß ich die In-

terpellation *dem Ausschuß der Advokatenkammer mitgeteilt habe*«. Daß der Disziplinarrat nun auch sein Urteil dem Ministerpräsidenten mitteilen müsse, schien mir selbstverständlich; daß er es *nicht* tat, aber statt dessen die Zeitungen verständigte, bedauerlich. Dieser Teil der Berichtigung ist offenbar nur durch ein stilistisches Mißverständnis jener Stelle der 'Fackel' zu erklären. In Nr. 138, Seite 9 ¹ hieß es: »So durfte man sich nicht begnügen, das Disziplinarerkenntnis dem Leiter des Justizministeriums zu übermitteln *und abzuwarten*, daß Herr v. Koerber die Interpellation des Abgeordneten Pernerstorfer bezüglich Herrn Dr. Bachrachs Intervention bei Fräulein Adamovic beantworten würde, *sondern* der Disziplinarrat tat, was er, seitdem er besteht, noch nie getan hat: ... : « Gemeint war also: der Disziplinarrat habe *nicht* übermittelt und *nicht* abgewartet, sondern — sogleich den Zeitungen das Urteil gesendet? Nein, *das tat Herr Dr. Bachrach*.

* * *

[Eine Zuschrift Prof. Forel's]

Von Prof. Dr. August *Forel*, den ich zu einer Äußerung über die Affäre Paetz aufgefordert hatte, erhielt ich mit der Erlaubnis, es zu veröffentlichen, das folgende Schreiben:

Chigny près Morges, 9. VI. 1903.

Sehr geehrter Herr!

Ich danke Ihnen bestens für die Zusendung derjenigen Nummer der 'Fackel', welche die Angelegenheit Paetz und Regierungsrat Hinterstoißer behandelt. Ich kann mich jedoch nicht dazu entschließen, für die bezügliche Angelegenheit publizistisch aufzutreten. Meine Ansicht habe ich bereits in meinem Brief an den Anwalt des Paetz, Dr. Friedmann, unzweideutig geäußert, und dieser Brief ist in den Wiener Zeitungen in extenso veröffentlicht worden. Wer meine bezüglichen Anschauungen genauer kennen lernen will, kann sie in meinen Veröffentlichungen (Krimmes et anomalies mentales constitutionelles, Genf bei Henry Kündig 1902; Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen, München 1901, Ernst Reinhardt, Karlsstraße; etc.; sowie auch: Die verminderte Zurechnungsfähigkeit, in der 'Zukunft' von Maximilian Harden vom 7. Januar 1899) nachlesen. Ich habe gegenwärtig nichts Neues zu sagen.

Ich füge nur noch hinzu, daß die moderne Richtung des Strafrechts mit Herrn Geheimrat Prof. Dr. Liszt in Berlin an der Spitze unseren naturwissenschaftlichen Anschauungen immer näher tritt. Jene neueren Anschauungen derjenigen Juristen und Psychiater, welche die Fortschritte der Wissenschaft, d. h. der menschlichen Erkenntnis anerkennen wollen, statt an alten, starren Dogmen festzuhalten, lassen sich meines Erachtens in dem folgenden Satz zusammenfassen:

»Die Gesetzesparagrafen haben sich der normalen und pathologischen menschlichen Natur und nicht die normale und pathologische menschliche Natur den Gesetzesparagrafen anzupassen.«

Mit vorzüglichster Hochachtung

Dr. A. Forel.

1 # 05, Seite 5 in dieser Ausgabe



[Mahler und Hellmesberger]

Noch einmal haben die Musikanten über die Musiker gesiegt: Herr Hellmesberger ward noch einmal zum Dirigenten der Wiener Philharmoniker gewählt. Äußerlich lief dabei alles glatt ab. Das Komitee, dem die Inszenierung oblag, hatte Herrn Hellmesberger eingeladen, der Versammlung, in der die Wahl vorherbesprochen und vollzogen wurde, beizuwohnen, und weil Anträge, die sich gegen Herrn Hellmesberger richteten, in seiner Anwesenheit begründet und erörtert werden mußten, wurden sie von der eingeschüchterten Opposition nicht erst gestellt. In seiner wohlgepflegten Körperlichkeit saß der Kandidat der Vielen da, den Geist seines Rivalen wagten die Wenigen nicht zu zitieren. So wurde über die Frage, die durch die Wahl entschieden werden sollte, kein Wort gesprochen. Statt dessen rühmte man die Tradition der Philharmoniker, berief sich auf ihre Glanzperiode unter Hans Richter und klagte über schlechte Zeiten.

Aber nicht die Zeiten sind schlechter geworden, seitdem es in Wien statt jährlicher acht philharmonischer Konzerte deren zwei Dutzend gibt. Das Interesse des Wiener Publikums an philharmonischen Konzerten ist ebenso gewachsen, wie jenes an den Konzerten der Philharmoniker gesunken ist. Und gegenüber der Konkurrenz der Symphoniekonzerte des Konzertvereins kann man nicht durch die Pose einer Vornehmheit wirken, die ihre Lässigkeit für Gelassenheit, ihre Unzulänglichkeit für Unzugänglichkeit ausgeben möchte. Jene Konkurrenz hat mit ihrem Bienenfleiß und mit einem Dirigenten, der es verstand, sich an die Spitze der Brahms— und zugleich der Bruckner—Partei zu stellen, in kurzer Zeit den ganzen Boden des Wiener Symphonie—Konzertwesens okkupiert. Indessen blieben die Philharmoniker ihrem alten Brauch getreu, um ein großes Werk — einen »Schlager«, und womöglich, damit das Einstudieren nicht zu viel Mühe mache, recht häufig den gleichen — ein Programm von allerlei musikalischem Flitterkram zu gruppieren. Programme, über welche die Kritiker verschiedener Richtung miteinander erbittert gestritten hätten, Programme, denen ein historischer oder ein propagandistischer Plan zugrunde gelegen wäre — nichts dergleichen hat es bei den Philharmonikern gegeben. Einer Körperschaft, der nicht wenige kunstbegeisterte Musiker angehören, haben jene Mitglieder ihren Geist einzuflößen gewußt, die im Besitz einer, zwar gegenwärtig reduzierten, aber noch immer befriedigenden Bonifikation der Hofkapelle auf Arbeit, zu der kein innerer Drang sie führt, verzichten können. Und der Herr Hofkapellmeister, der Kandidat der Mitglieder der Hofkapelle für den philharmonischen Dirigentenposten, ist auch der großen Masse der Musikantenseelen genehm, die von Verpflichtungen gegen einen »lieben, netten Menschen« sprechen, wo es sich um die Sache der Kunst handelt, jenen Gemütlichen und Behäbigen, die immer lieber unter einem Kapellmeister forttröten als sich von einem Dirigenten fortreißen lassen wollen. Liszt hat einmal gesagt, der Dirigent soll nicht Ruderknecht sein, sondern Steuermann. Aber Herr Hellmesberger hat nie das Steuer zu führen verstanden; er patscht mit dem welchen Händchen bloß see-lenvergnügt ins Wasser, während das Schiff vorwärts treibt.

Die handwerksmäßige Geschicklichkeit des Herrn Hellmesberger soll keineswegs bestritten werden. Er kann alles und macht alles, was sich nur können und machen läßt. Aber eben weil Kunst von Können kommt, ist Können noch nicht Kunst, und alles, was einer macht, bedeutet nichts, Bedeutung hat bloß, was einer ist. Herr Hellmesberger gehört zu den Leuten, die immer etwas werden, nie etwas sind. Seine Wahl zum Dirigenten der Philharmoniker sucht man vergebens durch den Hinweis auf seine Arbeitstüchtigkeit zu rechtfertigen; sie war eine reine Personalangelegenheit, keine Kunstangelegenheit. Aber wenn gegen Gustav Mahler's Wahl persönliche Antipathien geltend gemacht werden, wenn die Musikanten seine Ablehnung trotz geheuchelter Anerkennung seiner musikalischen Höhe als in seiner Person begründet hinstellen, so verbergen sie hinter den vorgeschützten persönlichen Motiven ihre wahren sachlichen Gründe: den tiefen Gegensatz zwischen den Unkünstlern und dem starken Künstler, die Furcht vor der Störung ihrer Bequemlichkeit, vor der Aufrüttelung ihres Philistertums durch den Schaffensdrang eines wirklichen Musikers. Gewiß ist Mahler nicht der einzige, der Dirigent der Philharmoniker sein könnte; aber heute ist in Wien kein anderer, der es sein könnte. Und da er es nicht wird, leidet das Musikleben Wiens doppelt: weil Mahler in seiner Wirksamkeit als Dirigent, in seiner Musikertätigkeit, in der er Großes zu leisten vermag und auf der sich konzentrieren sollte, beschränkt wird, und weil er *nicht* im andern Gebiet seiner Tätigkeit, in der Führung der Operndirektion beschränkt oder ihrer unter Vermehrung seiner Dirigententätigkeit enthoben wird. Die persönlichen Eigenschaften, die beim Dirigenten nicht in Betracht kommen, entscheiden über die Befähigung des Operndirektors. Daß dem Naturell Mahler's das Diplomatengeschäft einer Theaterführung nicht organisch ist, steht heute für jeden seiner Anhänger außer Zweifel, offen geben es auch jene zu, die bisher Bedenken trugen, mit einer Parteikritik, die einer starken künstlerischen Persönlichkeit mit konfessionellen Albernheiten beikommen möchte, in ein und dasselbe Horn zu stoßen: wenn sie den administrativen Fehlgriffen des Mannes lange genug zusahen, so haben sie an dem Tage ihr Urteil gesprochen, an dem Mahler's Laune die Verbitterung einer wahrhaft vornehmen Künstlerin bewirkte, die Wiener Hofoper mit dem Verlust des Fräuleins *Walker* bedrohte. Kein einsichtiger Schätzer eines Temperamentes, das sich heute in falschen Explosionen verbrauchen muß, zweifelt mehr, wo — die Tüchtigkeit des Herrn Hellmesberger in Ehren — Mahler's Platz im Wiener Musikleben ist.

* * *

[Das Heine—Manuskript und anderes]

Die Wiener Journalisten können nicht — lesen. Das hat sich jüngst an einem netten Aufsitzer des 'Neuen Wiener Tagblatt' und der 'Zeit' gezeigt. Im ersten Juniheft der Halbmonatschrift 'Deutsche Dichtung' erschien ein literarhistorischer Aufsatz Ludwig Geiger's über Heine's Vorrede zu den »Französischen Zuständen«. Diese Vorrede war bisher in vier Fassungen bekannt: Die erste, von der Hamburger Zensur bis zur Sinnlosigkeit verstümmelte, von Heine in energischen Protesten verleugnete, findet sich in der ersten Ausgabe der »Französischen Zustände« (Hamburg, 1833, bei Hoffmann & Campe); von den weiteren, wenig voneinander abweichenden, sollte die zweite ursprünglich als Separatabdruck bei Hoffmann & Campe erscheinen; der Plan des Sonderabdrucks ward später fallen gelassen, der Text dieser zweiten Fassung ist in der Gesamtausgabe der Heine'schen Werke von Adolf Strodtmann (Hamburg, 1861—1866) mitgeteilt; eine dritte Fassung enthält ein Son-

derabdruck, welcher bei Heideloff & Campe (Leipzig, 1833) erschien; eine vierte Fassung endlich ist in den späteren, bei Heine's Lebzeiten veröffentlichten Auflagen der »Französischen Zustände« geboten. Bei seinen Studien über den Kampf der Zensur gegen das »Junge Deutschland« hat nun Professor Geiger das Manuskript der ersten Fassung mit den Zensurstrichen im Hamburger Polizei—Archiv entdeckt und gibt in der 'Deutschen Dichtung' eine interessante Darstellung der Verhandlungen zwischen der Hamburger Zensur und dem Verleger Campe, sowie einen Textabdruck, in dem die Zensurstriche kenntlich gemacht sind. Da aber die Aushängebogen des Juniheftes der 'Deutschen Dichtung' durch die Gefälligkeit ihres Verlags in der Redaktion des 'Neuen Wiener Tagblatt' eintrafen, entstand hier mächtige Aufregung, als ob es sich nicht um ein amüsanter Zensurstückchen und ein Detail der Heine—Biographie, sondern um eine literarisch—politische Sensation gehandelt hätte. Am 27. Mai brachte das 'Neue Wiener Tagblatt' unter dem Titel »Ein unterdrücktes Manuskript Heinrich Heine's« auf vollen drei Seiten des Morgenblatts einen ausführlichen Auszug aus der Geiger'schen Abhandlung und den Abdruck des Textes der ersten Heine'schen Fassung der Vorrede im vollen Wortlaut. Überwältigend drollig ist, daß das 'Neue Wiener Tagblatt' ausdrücklich auf die Veröffentlichung der Vorrede im Verlag Heideloff & Campe (1833) hinweist, gleich darauf aber behauptet, Heine habe den Verlust des Manuskripts, das er Hoffmann & Campe übergeben, schmerzlich beklagt. So viel Dummheit konnte die 'Zeit' nicht schweigend gewähren lassen — sie beschloß, ihrerseits das 'Neue Wiener Tagblatt' zu übertrumpfen — noch am selben Abend verkündete sie unter dem Titel »Ein längst gedrucktes Manuskript Heinrich Heine's« triumphierend, daß auch sie nicht lesen kann und den Unterschied zwischen einem »unterdrückten Manuskript« und einer »ungedruckten Vorrede« nicht begreift: »Das angeblich bisher unveröffentlichte Manuskript mit allen jenen Stellen, die einst die Zensur unterdrückt hatte, findet sich in sämtlichen Heine—Ausgaben, die uns im Augenblick vorliegen. Es steht in extenso in den 'Sämtlichen Werken' bei Hoffmann & Campe, 1867 und 1876«. Eine tollere Verwirrung könnte ein Satiriker nicht ersinnen: Das 'Neue Wiener Tagblatt' glaubt, da Professor Geiger die von der Zensur gestrichenen Stellen im Druck hervorhebt, eine Sensation für Leser, die sich um Literaturhistorie keinen Pfifferling kümmern, entdeckt zu haben, und die 'Zeit' antwortet auf die Mitteilung, daß vor siebzig Jahren Teile eines Manuskripts von der Zensur unterdrückt wurden, das sei nicht wahr, denn die unterdrückten Stellen seien vor 35 Jahren gedruckt worden ... Ein Leser teilt mir mit, er habe dem 'Neuen Wiener Tagblatt' eine Darstellung des richtigen Sachverhaltes geschickt; die Redaktion habe ihm geantwortet: »Der Aufsatz ist auf ganz richtiger Grundlage geschrieben: allein *wir wollen auf dieses Thema nicht weiter zurückkommen*«. Die 'Zeit' indes ging, statt auf ihren Lorbeeren zu ruhen, unverdrossen daran, für ihre Unfähigkeit zu lesen neue Beweise zu liefern: Am 8. Juni war der FZM. Franz Freiherr Philippovic de Philippsberg gestorben; im Morgenblatt der 'Zeit' vom 9. Juni erschien eine anderthalb Spalten lange Biographie — des FZM. Josef Freiherrn Philippovic von Philippsberg, der am 6. August 1889 in Prag gestorben ist. Was nützt das schönste Nachschlagewerk, wenn man zu talentlos ist, es richtig abzuschreiben? Die 'Neue Freie Presse' hat einmal in der Familie der Barone d'Elvert eine ähnliche Verwirrung gestiftet. Aber für die Verwechslung des Eroberers von Bosnien mit seinem bescheidenen Bruder mußte eigens ein Blatt gegründet werden. Es ist nur löblich, daß mit der Verbesserung der österreichischen Zustände, welche uns die Firma Singer & Kanner verheißen hat, auch eine

[Altneuland]

Die Verfasser von Utopien haben sich bisher stets damit begnügt, die Gesetze der Psyche umzustoßen. Aber Herr Theodor Herzl, der in dem Roman »Altneuland« den in zwanzig Jahren vollendeten neuen Zionsstaat schildert, hat nicht bloß seinen Juden ein neues Gefühlsleben angedichtet, sondern er mutet ihnen — offenbar in Erinnerung an ähnliche Leistungen, die den Redakteuren der 'Neuen Freien Presse' gelangen — auch zu, die Gesetze der Physik gründlich abzuändern. Man höre, wie's den Bewohnern des Zionsstaats gelang.

Der Besucher des neuen Palästina lernt als großartigstes der dort errichteten Werke den »Toten—Meer—Kanal« kennen, und man erklärt ihm:

»Das Tote Meer war bekanntlich der tiefste Punkt der Erdoberfläche, sein Spiegel lag 394 Meter unter dem Niveau des Mittelmeeres. Es war der einfachste Gedanke von der Welt, diesen gewaltigen Niveauunterschied zu einer Kraftquelle zu machen. Der Gefälleverlust im Laufe des Kanals von der Küste bis ans Tote Meer betrug nur einige achtzig Meter. Es blieben also noch über dreihundert Meter Fallhöhe. Bei einer Breite von zehn und einer Tiefe von drei Metern lieferte der Kanal etwa fünfzigtausend Pferdekkräfte ... Ich denke, es ist ganz hübsch, daß wir in den verschiedenen Kraftstationen im Jordangebiet und am Toten Meer insgesamt eine halbe Million Pferdekkräfte erzeugen«.

Auf die Frage des Besuchers, was denn, da das Becken des Toten Meeres keinen Abfluß hat, mit dem einströmenden Wasser geschehe, erfolgt die Antwort: *Wir pumpen es in Reservoirs hinauf* und benützen es dann zur Bewässerung des Bodens dort, wo es ebenso nötig wie hier überflüssig ist«. Überwältigt ruft der Besucher aus: »Verdammt schlaue Jungens seid ihr, das muß euch der Neid lassen«.

So ward im Staate Zion das Gesetz der Erhaltung der Energie abgeschafft: Da man das Wasser herabstürzen ließ, leistete es nicht etwa weniger Arbeit als nachher erforderlich war, um es wieder in die Höhe zu pumpen, sondern es erzeugte eine halbe Million Pferdekkräfte, die »rein geschenkt« waren.

Aber wenn auch alles im alten Neuland seine Natur verändert, die Zeitung — dessen ist Herr Herzl gewiß — wird bleiben, was sie war. Der Feuilletonredakteur der 'Neuen Freien Presse' glaubt sogar an Fortschritte der Korruption, welche die Zeitung ganz den Geboten von Abonnenten und Inserenten untertänig machen würden. Die Journale im Zionsstaat, so wird erzählt, sind »genossenschaftliche Blätter«; auch in Europa »gab es Erwerbs— und Wirtschaftsgenossenschaften aller Art«. Neu ist, daß in Zion nicht die Redakteure, sondern die Abonnenten die Genossenschafter sind:

»Je größer der Leserkreis, umso bedeutender sind die Einnahmen aus Inseraten und Ankündigungen aller Art ... Dieser Gewinn wird zum Jahresschluß den Abonnenten zurückerstattet, so daß in besonders günstigen Fällen die Abonnenten schließlich ihre Einlage wieder erhalten. Es ist auch schon vorgekommen, daß sie mehr als die Einlage erhielten«.

Die Abonnenten leiten auch durch ihre Vertrauensmänner die Zeitung. Und nun mag man sich den Zustand vorstellen, daß nicht mehr bloß die Zeitungs—Administration, sondern Zehntausende von Abonnenten, die am Ertrag der Zeitung interessiert sind, Inserate erpressen. Das Inseratengeschäft muß einen unheimlichen Aufschwung nehmen, besonders da Herr Herzl — er hat auch nicht die kleinste Kleinigkeit vergessen — ausdrücklich erwähnt, daß das Inserat »oft auf eine witzige Weise gemacht ist, daß der Leser nicht merkt, es werde auf eine Reklame hinauslaufen«. Schließlich aber gewinnen die Inserenten die ganze Macht über das Blatt. Um als Vertrauensmann in die Leitung gewählt zu werden, muß man inserieren, welchen Standpunkt man einzunehmen gedenkt. Und zweifellos wird gewählt, wer das Interesse der Leser durch die ausgiebigsten Inserate zu fördern verspricht.

+

* * *

[Liebe Fackel! (Reporter und Gendarmen)]

Liebe Fackel!

Die 'Neue Freie Presse' (16. Juni) schreibt: »Auch wenn Gendarmeriebewachung des Parkes und der Villa nicht angeordnet worden wäre, hätte sich Prinzessin Louise ihrer Zurückgezogenheit unbehelligt hingeben können.« — Und die Reporter?

Zwei Zeilen tiefer: »Über das erste Wiedersehen des Großherzogs mit seiner Tochter ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.« — Ja, die Gendarmen!

ANTWORTEN DIES HERAUSGEBERS

[Extraausgabe]

Colporteur. Am 17. Juni las man: »EINE EXTRAUSGABE. betitelt: 'DER KÖNIG IST HIER' wurde gestern vom Café M. ..., Praterstraße Nr. ... ausgegeben und fand im Publikum reichlichen Absatz, womit sich die Verkäufer ein schönes Stück Geld verdienen. Die Käufer waren aber nicht wenig enttäuscht, als sie anstatt einer Mitteilung über den neugewählten Serbenkönig zu lesen bekamen. 'Der König ist hier', aber nicht der serbische, sondern der sogenannte Zigeunerkönig Munczy Lajos samt Gefolge im Café M. ..., 11., Praterstraße Nr. ... « Liebling, nicht wahr? Aber in dieser durch eine geschäftswütige Journalle aufgeregten Zeit ist der parodistische Betrug harmlos neben der spekulativen Beunruhigung des Publikums, die neulich die Segnungen der freien Kolportage antizipiert hat. Königsmord, »Attentat« des Jacob Reich. Keine Agonie des Papstes ... Und alle Tabaktrafiken trugen Anzeigen: »'Die Zeit', Abendausgabe: Attentatsversuch auf Kaiser Franz Josef«! Aber es gab noch wichtigere Ereignisse: In Extraausgaben ward verkündet, daß ein Erzherzog an »unserem Depeschensaal« vorübergegangen ist, und die Ermordung des serbischen Königspaares trat hinter der Meldung zurück, daß wir unser Blatt auch in die Sommerfrische zustellen ... Tarnopolitik!

[Naturlaute]

Dialectforscher. Unter dem Eindruck großer Ereignisse finden auch Journalisten echte Naturlaute. Der Börsenwöchner schrie:

»Ein neuer König ¹ wird sich auf den blutbefleckten Thron von Belgrad setzen. Monarchen werden ihn Bruder und Vetter nennen, in der Hofburg, im Winterpalast und im Berliner Schloß wird er wohnen, von fürstlichen Tafeln in hohen Prunksälen speisen ... Anerkennen werden ihn die Fürsten und die Staaten ... DIESER LETZTE ABEND IST EINFACH GROSSARTIG. König Alexander und Königin Draga speisen zur Nacht ... Niemals hat irgend eine Dynastie feste Wurzeln in der serbischen Nation schlagen können. Was sind die Karageorgiewitsch? ... Er soll ein König der Armee sein, abhängig und geleitet von militärischen Verschwörern ... Man kann in einer serbischen Vesper den König umbringen, aber es ist unmöglich, sich telegraphisch einen andern zu bestellen ... Sie haben gelacht wie die Pikenmänner von Versailles und die Damen der Halle vor dem abgeschnittenen Kopfe des französischen Königs ...«

Das sind wörtliche Zitate aus dem Leitartikel der 'Neuen Freien Presse' vom 13. Juni. Der Genfer Korrespondent der 'Zeit' berichtete am 12. Juni: »Der Kronpräsident Peter Karageorgiewitsch empfing mich heute auf das Freundlichste. 'WAS SOLL ICH IHNEN SAGEN', meinte er ...«

[Ein bilderreiches Feuilleton]

Sammler. Das bilderreichste Feuilleton über den Fall Draga habe ich in der 'Sonn— und Montags—Zeitung' gefunden, deren Herausgeber neidlos die Treffsicherheit fremder Revolver anerkennt. Die Verfasserin des Feuilletons, Fräulein Camilla Theimer, hat sich als Bekämpferin der Frauenemanzipation, der sozialen wie der sexuellen, einen Namen gemacht, und als unerbittliche Richterin über Louise und Draga redet sie in dem Blatte des Herrn Scharf höchstens EINEM Fortschritt das Wort: der Emanzipation der Frauen von den Gesetzen der deutschen Grammatik. In stilistischen Kühnheiten geht sie weiter über das Maß des gesellschaftlich Erlaubten hinaus, und ihre Entgleisungen sind insofern sträflicher als die Eheirrung der sächsischen Prinzessin, als diese nur einmal sündigte, während Fräulein Camilla Theimer nicht weiß, wann der dritte oder der vierte Fall kommt. Ihr Urteil über Draga ist vernichtend. Alexander, höhnt sie, habe es nicht glauben wollen, »daß die Angebetete seines Herzens vor ihm schon so vielen ihre Gunst zugewendet habe«, und sie findet für seine Ungläubigkeit das folgende gelungene Gleichnis: er »verhüllte sich die Augen und VERSTOPFTE SICH DIE OHREN VOR DEM HEREINBRECHENDEN LICHT«. Aber unerschöpflich ist ihr Bilderreichtum, wenn sie die Zauberwirkung Dragas auf Alexander schildert. Vor allem ist die serbische Ingenieurswitwe eine »Eva«, die ihren Adam betörte. Dann ist sie der »HERBST«, dem sich der Frühling vermählte. Dann aber heißt es: »LENKER oder ROSS müssen wissen, wohin die Straße führt, die sie ziehen, soll das Gefährt nicht Schaden leiden. Frau Draga wußte es, wenn sie sich über das allerletzte Ziel auch augenscheinlich nicht ganz im Klaren war. Langsam, vorsichtig warf die Circe ihre Netze aus. Sie zog die tödliche SCHLINGE erst dann zu, als der VOGEL bereits so fest im Garn saß, daß er nicht mehr entfliehen wollte, hätte er es auch noch können. Und jetzt machte er nach ihrer PFEIFE die tollsten SPRÜNGE, wenn er sich höchstwahrscheinlich auch einbildete, daß er es sei, der die lustigen Liedlein pfeife. Wenn ein schönes Weib die FLÖTE an ihre Lippen setzt, so voltigiert es sich leicht auch über die tiefsten Abgründe. Kindesliebe, Dankbarkeit, der Fuß tanzt sie in den Staub! Ehre, Pflicht, Gewissen, ein leerer Schall, den der Lockruf aus dem Mund der SIRENE übertäubt! Vaterlandsliebe, ein gegebenes Wort? Was bedeuten sie, wenn süßester Lohn für Treubruch winkt? In den Armen Frau Draga's vergaß Alexander, daß er Sohn, König und Ehrenmann

1 Ermordung Königs Alexanders und Königin Dragas im Juni 1903. s. dieses Heft # 01 & 02

sei«. Dafür wurde er: Adam, Frühling, Roß, Schwein (vgl. Circe), Vogel, Springer usw. Mehr kann man nicht verlangen.

[Herr Löwy beim Großwesir]

Commis voyageur. Herr Julius Löwy hat sich auf seiner gefahrvollen Tournee bis nach Konstantinopel vorgedrängt und wurde allsogleich vom Großwesir empfangen. Er berichtet darüber ('Neue Freie Presse', 14. Juni): »Der Großwesir erkundigte sich bei mir, wie lange ich im Lande sei und WANN ICH ABFAHRE«.

[Der Berichtigungskrieg]

Tuchmacher in Brünn. Gegen das mich freisprechende Urteil des Bezirksgerichtes, in dessen Begründung ausdrücklich die »VEXATORISCHE« Berichtigungsmethode verurteilt wird, hatte Herr Professor Singer Berufung eingelegt. Das Landesgericht hat am 12. Juni nach zweistündiger Verhandlung die Berufung zurückgewiesen und dem Kläger die Gesamtkosten des Verfahrens auferlegt. Da sage noch einer, daß bei der 'Zeit' ein unwürdiges Sparsystem platzgegriffen hat. Die Spesenrechnungen der Mitarbeiter werden zwar bloß mit dem § 19 berichtet, aber gerade diese Methode — kostet Geld.

[Die 'Zeit' als Schlafmittel]

Ausbeuter. Die folgende Mitteilung ist selbstverständlich unwahr: In ihrer Pfingstnummer hat die 'Zeit' das Los eines armen Piccolo beklagt, der in den Tod ging, weil ihm sein Prinzipal keinen Schlaf gönnte. Wie menschlich behandeln dagegen die Sozialpolitiker Singer & Kanner ihre Angestellten! Die Filialbeamten der 'Zeit' — also Organe ihrer Administration — haben zwar aller Sozialpolitik zum Trotz eine vierzehnstündige Arbeitszeit (von 5 Uhr früh bis 7 oder 8 Uhr abends), aber für Schlaf ist ausreichend gesorgt: sie dürfen im Dienst und gratis die 'Zeit' lesen. Wie leicht könnten die Herren Singer & Kanner einen unglücklichen Piccolo vor dem Selbstmord bewahren! Sie brauchten ihm bloß ein Gratisabonnement auf die 'Zeit' zu gewähren, und der arme Bursch hätte ein unfehlbares Narkotikum in der Tasche, das ihm in jedem freien Viertelstündchen den Schlaf herbeizaubert.

[Gerichtsdeutsch]

Sprachforscher. »Der Aktionär soll die intensive Schmälerei der Einnahmen durch die Legung des zweiten Geleises ERST tragen, BIS der Rohertrag ein verhältnismäßig hoher ist«. Das ist nicht etwa die Redewendung eines Börseaners, sondern so heißt es wörtlich in der sorgfältig konzipierten Begründung eines Aufsehen erregenden verwaltungsgerichtlichen Urteils. Der Sinn des Satzes scheint die Ersetzung des Wortes »erst« durch »nicht« oder jene des Wortes »bis« durch »sobald« zu fordern. Schöne Zeiten waren es, da die Sprache der Gerichtshöfe das Juristendeutsch war: das war bloß unverständlich, nicht unverständlich.

[Seifensieder a. D.]

'Zeit'—Genosse. In einem Prozeß ward jüngst erwähnt, daß der Pariser Kunstreferent der 'Zeit' seinem früheren Beruf nach Seifensieder ist. Darauf erwiderte der »Seifensieder a. D.« im Morgenblatt der 'Zeit' vom 16. Juni: »Ich bin stolz auf meine seifensiederliche Vorzeit, und es freut mich sehr, wenn das Publikum erfährt, daß ich jahrelang ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft GEWESEN bin.« Gegenwärtig ist der Herr, wie gesagt, bloß Mitarbeiter der 'Zeit'; aus dem »gewesen« spricht deutlich die Erkenntnis, daß die Kultur durch die Erzeugung von Seife, deren Verbrauch bekanntlich ein Kulturmaßstab ist, besser gefördert wird als durch Artikel in der 'Zeit', die bekanntlich eine Kulturplage ist.

[Ein gutes Geschäft]

Musiker. Ich kann doch nicht alle Bücher anführen, die Herr Hofrat Hanslick im Lauf der Jahre zum Antiquar getragen hat! Daß auch der Musikprofessor Guido Adler, der sich erst neulich im Sinne des Altmeisters und in dessen Blatt blamierte, den Hingang seiner Widmungsexemplare beklagen muß, ist wirklich tragikomisch. Aber wenn Herr Hanslick die ihm persönlich dedizierten Bücher seiner Freunde verklopft, wie mag er in einem an gehässigen Kritiken reichen Leben gar mit den Werken der musikalischen Gegner gewirtschaftet haben, die ihm die Verleger ins Haus sandten? Erst ward ihr Wert, dann ihr Preis herabgesetzt. Indes, mag sein Urteil sie hart getroffen haben: der Gang zu A. Meystrik — sie erleben den Tag — ward sein Canossagang. Wer schimpft, der verkauft.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3